



seren Sehmöglichkeiten“ beim Zweiten nun also durch einen hochgestreckten Daumen als Symbol für den „klarerer Durchblick“ beim Ersten kontern – zumindest beim Skispringen hätte dies seine Berechtigung!

Endnoten

- 1 Vgl. Oediger (2009), S. 45.
- 2 Klewenhagen (2002), S. 31.
- 3 Vgl. Schaffrath (2001), S. 49; N. N. (2003), S. 15; Oedinger (2009), S. 45.
- 4 Vgl. Oediger (2009), S. 45.
- 5 Vgl. Schaffrath (2008a); Schaffrath (2008b).

Literatur

- KLEWENHAGEN, M. (2002): Hannawald zieht alle mit, in: Sponsor's, 2, S. 31.
- N. N. (2003): Siemens mobile 4-Schanzen-Tournee, in: Sponsor's, 2, S. 15.
- OEDINGER, F. (2009): Vierschanzentournee im Aufwind, in: Sponsor's, 2, S. 45.
- SCHAFFRATH, M. (2001): Die Formel 1 des Winters – ein Fernsehereignis und Werbe-Event, in: Medien Bulletin, 3, S. 48–51.
- SCHAFFRATH, M. (2002): Sportjournalismus in Deutschland, in: Schwier, J. (Hrsg.): Mediensport. Ein einführendes Handbuch, Schorndorf, S. 7–26.

- SCHAFFRATH, M. (2003): Mehr als 1:0! Bedeutung des Live-Kommentars bei Fußballübertragungen – eine explorative Fallstudie, in: Medien & Kommunikationswissenschaft, 1, S. 82–104.
- SCHAFFRATH, M. (2006): Spitzensport und Sportjournalismus. Empirische Studie zum Verständnis der Beziehungen zwischen zwei Subsystemen und Akteurguppen, Köln/Pulheim.
- SCHAFFRATH, M. (2008a): Mit dem Zweiten sah man besser, in: Journalist, 8, S. 42–44.
- SCHAFFRATH, M. (2008b): Phantome der Fußball-Oper, in: Fachjournalist, 4, S. 8–14.

Der Autor

Priv.-Doz. Dr. Michael Schaffrath, M. A., ist seit 2000 stellvertretender Leiter des Lehrstuhls für Sport, Medien und Kommunikation der TU München. Davor arbeitete er am Institut für Sportpublizistik der Deutschen Sporthochschule Köln, am Institut für Kommunikationswissenschaft der TU Dresden und am Institut für Angewandte Medienwissenschaft der Universität Lüneburg. Schaffrath war fünf Jahre als Sportjournalist tätig für WDR (Fernsehen und Hörfunk), RTL, Radio Antenne Münster, Sport-Informationsdienst, Heinsberger Zeitung und Aachener Nachrichten. Er ist Herausgeber der Schriftenreihe „Sportpublizistik“ und Autor zahlreicher Bücher, Fachaufsätze und Vorträge zu diversen Themen der Sportkommunikation.



Zwischen Story und Historie - Zur Situation des Geschichtsjournalismus in Deutschland



Quelle: picture-alliance / ZB, Fotograf: Karlheinz Schindler

Deutschlands bekanntester Geschichtsjournalist: Prof. Dr. Guido Knopp

Zusammenfassung

Journalistisches Arbeiten über Geschichte ist eigentlich paradox: Schließlich soll Journalismus immer aktuell sein, und die Vergangenheit ist genau das nicht. Doch TV-Magazine wie „History“ im ZDF und Zeitschriften wie „GEO Epoche“ und „SPIEGEL Geschichte“ sprechen ein breites Publikum an – wie passt das zusammen? Ist

Geschichte vielleicht aktueller als man glaubt? Und wie gehen die Medien mit ihr um? Gibt es einen „Fachjournalismus Geschichte“ – und wie wird er sich entwickeln?

Ganz gleich ob „Schliemanns Erben“, das neueste Buch von Guido Knopp, oder ein Kinofilm zum Jahrestag der Mondlandung – Geschichte boomt. In Zeiten weltweiter Medienflaute hat die Historie Hochkonjunktur. In Anlehnung an das „Superwahljahr“ haben Journalisten 2009 zum „Supergedenkjahr“ ausgerufen, so viel gibt es zu erinnern und zu feiern: 2000 Jahre ist sie jetzt beispielsweise her, jene Schlacht am Teutoburger Wald, in der unter Führung des Cheruskerfürsten Arminius die Germanen erstmals siegreich in Erscheinung traten. Doch auch der zweihundertfünzigste Geburtstag von Friedrich Schiller und der zweihundertste von Charles Darwin fordern ihren Gedenktribut. Nicht zu vergessen 60 Jahre Bundesrepublik Deutschland, 20 Jahre Mauerfall und 50 Jahre Barbie. Allerdings ist 2009 kein Einzelfall, kein einsamer Gipfel der Erinnerungskultur. Zwar häufen sich die Gedenktage tatsächlich etwas,



doch es wird sich generell viel und gern erinnert in den letzten Jahren. Schließlich war Schillers zweihundertster Todestag erst vor knapp vier Jahren ausgiebig in den Schlagzeilen präsent, für den fünfzigsten Todestag von Thomas Mann gilt dasselbe. Und von den vielen Dokumentationen und Veröffentlichungen anlässlich der dreißigsten Wiederkehr des „Deutschen Herbstes“ 1977 sind die meisten noch heute im Abendprogramm zu sehen oder im Buchhandel zu erwerben – immerhin ist das Jubiläum gerade einmal zwei Jahre her. Dass sich das öffentliche Gedenken mit Vorliebe in den Medien abspielt, ist zunächst einmal nicht weiter erstaunlich: Welche Foren wären besser

geeignet, verstorbene Persönlichkeiten zu porträtieren und historische Ereignisse nachzuzeichnen, als Zeitungen und Zeitschriften, Filme, Bücher und Ausstellungen? Erstaunlich ist vielmehr, dass den Geschichtsjubiläen in den Medien immer mehr Platz eingeräumt wird. Und noch erstaunlicher ist, dass häufig gar keine Jubelfeiern nötig sind, damit sich Massenmedien mit Geschichte beschäftigen. Historische Doku-Soaps wie „Schwarzwaldhaus 1902“ oder „Abenteuer 1900 – Leben im Gutshaus“ konstruieren künstliche Gedenkanlässe („Leben wie vor hundert Jahren“), Special Interest-Zeitschriften wie „GEO Epoche“ und „P.M. History“ kommen in ihrer Themenwahl oftmals ohne konkrete Jahrestage aus, und auch für einen Film wie „Operation Walküre“, mit Tom Cruise in der Rolle des Hitler-Attentäters Claus Schenk Graf von Stauffenberg, findet sich 2009 kein Jubiläum.

„Zeitungen sind die Sekundenanzeiger der Weltgeschichte“

Medienexperten sprechen vom Memory Boom der letzten zehn bis fünfzehn Jahre – vom zunehmenden Interesse an Geschichte im Allgemeinen und an populärer Geschichtsvermittlung in den Massenmedien im Besonderen. In der Wissenschaft ist dieses Phänomen schon seit Längerem bekannt und erhielt kürzlich die höheren akademischen Weihen: Unter dem Titel „Geschichtsjournalismus – Zwischen Information und Inszenierung“ fand Mitte Januar an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt die Jahrestagung der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und

Dass sich das öffentliche Gedenken mit Vorliebe in den Medien abspielt, ist zunächst einmal nicht weiter erstaunlich.

Kommunikationswissenschaft (DGPK) statt. Im Zentrum der Debatte standen gleich mehrere Fragen: Was ist Geschichtsjournalismus und wie sieht er aus? Gewinnt hier ein neues Ressort, eine neue Sparte, gar ein neuer Fachjournalismus zunehmend an Kontur? Und wie verträgt sich das Aktualitätsgebot, das jede Form von Journalismus kennzeichnet, ausgerechnet mit der Geschichte, auf den ersten Blick die unaktuellste aller Disziplinen? Hinsichtlich der letzten Frage finden sich

Antworten im deutschen Zitatenschatz: Laut Schopenhauer sind Zeitungen „die Sekundenzeiger der Weltgeschichte“, und sein Zeitgenosse, der Schriftsteller Karl Gutzkow (1811–

1878), legt nach: Journalisten seien die „Totengräber der Zeit“. Soll heißen: Alles, was in der Zeitung steht, ist zum Zeitpunkt der Drucklegung schon Vergangenheit, nur eben noch nicht lange. Damals wie heute scheint zu gelten: Journalisten sind, allen Aktualitätsansprüchen zum Trotz, letztlich immer auch Historiker, Fachgebiet: soeben entschwundene Zeit. Geschichtsjournalismus ist das dann zwar noch lange nicht, aber so weit von einander entfernt wie oft vermutet sind sie nicht, die Headline-Texter und die Chronisten des Vergangenen.

Ein wichtiger Auslöser des Memory Booms waren sicherlich die großen historisch-politischen Debatten der letzten 20 Jahre. Schon der Historikerstreit von 1986/87, in dem es um Frage ging, ob der nationalsozialistische Völkermord mit den Verbrechen anderer Diktaturen vergleichbar sei, wurde hauptsächlich in überregionalen Printmedien wie der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, der „ZEIT“ und dem „SPIEGEL“ ausgetragen. Doch auch der etwa zeitgleiche Bau des Hauses der Geschichte in Bonn, später dann die Planungen für das Holocaust-Mahnmal und das Jüdische Museum in Berlin, des Weiteren die umstrittene Ausstellung „Verbrechen der Wehrmacht“ und das Erscheinen des Buches „Hitlers willige Vollstrecker“ von Daniel Goldhagen lösten Kontroversen aus, für welche die großen deutschen Tages- und Wochenzeitungen als wichtigste Plattform dienten. Plötzlich waren historische Fragen nicht mehr nur Themen für den akademischen Elfenbeinturm, sondern wurden zum ersten Mal im großen Stil vor aller Augen und Ohren verhandelt



– und es waren die Massenmedien, nicht universitäre Sammelbände, die eine breite Öffentlichkeit für historische Themen sensibilisierten. Zu dieser Zeit, Ende der Achtziger- und Anfang der Neunzigerjahre, konnte dieselbe Öffentlichkeit angesichts von Mauerfall, Untergang der Sowjetunion und deutscher Wiedervereinigung täglich neu erleben, wie Geschichte gerade geschah, wie historisch gewachsene Zusammenhänge sich auflösten und durch neue ersetzt wurden, wie das Heute aus dem Früher folgte. Auch diese Ereignisse waren für die meisten Menschen mediale Ereignisse, sowohl live am Bildschirm als auch im Rahmen von Diskussionen und Hintergrundberichten in Zeitungen und Zeitschriften. Das dramatische Sinken der Zahl noch lebender Zeitzeugen von Holocaust und Zweitem Weltkrieg führte ab Mitte der Neunzigerjahre dann zu einem erhöhten Interesse

an deren Geschichten und daran, diese Erlebnisse aufzuzeichnen und für die Medien nutzbar zu machen – fast könnte man sagen, dass die Medienfigur des Zeitzeugen, mit der heutige TV-Magazine gern große Teile ihrer Sendezeit bestreiten, in jenen Jahren erfunden wurde. Nicht zuletzt war es auch die nahende Jahrtausendwende, die das Thema Geschichte ins Blickfeld der Öffentlichkeit und der Medien rückte: Jetzt war es erlaubt und möglich, auch einmal in größeren historischen Zusammenhängen zu denken, auf das gesamte zu Ende gehende Jahrhundert zurückzublicken und frühere Jahrhundert- und Jahrtausendwenden zu beleuchten. Mit Doku-Dramen wie „Todesspiel“ (1997) von Heinrich Breloer und der ZDF-Serie „100 Jahre – Der Countdown“ (1999), aber auch mit historisch orientierten Publikumszeitschriften und Buchveröffentlichungen ist der Memory Boom zu dieser Zeit endgültig in den Massenmedien angekommen. Das Interesse der Konsumenten an populärer Geschichtsvermittlung ist da, und es hält an – Einschaltquoten und Auflagenzahlen sprechen eine deutliche Sprache. Doch was hat es nun mit dem Geschichtsjournalismus in der deutschen Medienlandschaft konkret auf sich? Seit wann gibt es ihn, welche Darstellungsformen existieren und wer sind seine Macher? Mit welchen Mitteln arbeiten sie und was sind ihre Ziele? Welche Vorteile hat Geschichtsjournalismus und was gibt es an ihm zu kritisieren? Und vor allem: Wie steht es um seine Zukunft?

Ein wichtiger Auslöser des Memory Booms waren sicherlich die großen historisch-politischen Debatten der letzten 20 Jahre.

Geschichte des Geschichtsjournalismus

Zunächst einmal steht fest: Geschichtsjournalismus gab es auch schon vor dem Memory Boom, allerdings in weitaus kleinerem Rahmen. Im Printbereich war die Berichterstattung über historische Themen meist an Jubiläen oder Gedenktage gebunden, oft mit lokalem Bezug: Anlässlich eines Stadtjubiläums oder im Rückblick auf ein für die Region wichtiges Ereignis publizierten lokale Zeitungen und Zeitschriften Artikelserien oder gaben Sondereditionen heraus. Diese Form des lokalen Geschichtsjournalismus existiert noch heute, spielt jedoch eine weniger tragende Rolle als früher. Dass die ersten überregionalen Publikumszeitschriften, die sich mit historischen Themen beschäftigten, ab den Siebzigerjahren erschienen, ist sicherlich kein Zufall. In der zumindest oberflächlich so modernitätsverliebten

Frühzeit der Bundesrepublik galt die ältere deutsche Geschichte als ein von den Nazis ideologisch missbrauchtes und die jüngere als ein unbequemes, tabubesetztes Thema. Erst eine neue Generation, das zunehmende Zusammenwachsen Europas, vor allem aber die gesellschaftliche Krise von 1968 waren nötig, um einen angstfreieren und objektiveren Blick auf die Vergangenheit zu werfen. Trotzdem waren die Anfänge bescheiden: Seit 1969 erscheint das Magazin „DAMALS“, seit 1970 die archäologische Zweimonatszeitschrift „Antike Welt“, erst 1979 folgte „G/Geschichte“ vom Johann Michael Sailer Verlag in Nürnberg. Alle anderen historisch orientierten Publikationen, die heute am Kiosk verkauft werden, sind Kinder des Memory Booms. Und fast immer sind sie Ableger überregionaler Zeitungen oder Magazine: Seit 1993 erscheint „P.M. – Das historische Ereignis“ (seit 1998 „P.M. History“), 1999 folgte „GEO Epoche“, 2005 „ZEIT Geschichte“ und 2007 „epoc“, ein Spin-off der Zeitschrift „Spektrum der Wissenschaft“. Das jüngste Mitglied dieser Zeitschriftenfamilie ist „SPIEGEL Geschichte“. Seit Januar 2009 erscheint das Magazin alle zwei Monate als eigenständige Publikation im neuen Gewand mit einer Startauflage von 200.000 Exemplaren. Zuvor hatte der Verlag alle drei Monate ein Geschichtsheft im Rahmen der Reihe „SPIEGEL Special“ herausgebracht. Warum gerade jetzt eine Investition in Geschichte, in diesen schwierigen Zeiten? „Als wir diese Pläne entwickelt haben, war eine



Wirtschaftskrise, wie wir sie jetzt erleben, noch nicht in Sicht“, heißt es hierzu aus der Redaktion. „Außerdem kann es für Qualitätsjournalismus keinen falschen Zeitpunkt geben. Zu bemerken ist doch vielmehr, dass insbesondere Krisenzeiten auch Zeiten für qualitativ herausragenden Journalismus sind, da dann das Bedürfnis nach Orientierung und zuverlässiger Information besonders groß ist.“ Den Weg hin zu monothematischen Schriftenreihen mit hohem Wiedererkennungswert will der Verlag weiterverfolgen: „Über weitere monatliche oder zweimonatliche Magazine im Bereich Wissenschaft, Zeitgeschehen und Kultur denken wir nach.“ Die bisherige Marke „SPIEGEL SPECIAL“ solle in Zukunft „nur noch bei echten Sonderthemen zum Einsatz kommen“.

Im Hörfunk ist Geschichtsjournalismus ein Randphänomen. Jedoch ist das Fünfzehn-Minuten-Feature „Zeitzeichen“ schon seit 1972 fester Bestandteil des Radioprogramms im WDR. Vorgestellt wird täglich ein historisches Ereignis, das mit dem jeweiligen Kalendertag zu tun hat (Beispiel: Kurzporträt von Kaiser Wilhelm II., ausgestrahlt an seinem Geburtstag, dem 27. Januar). Das „Zeitzeichen“ wird heute von WDR 3 und WDR 5 gesendet und zusätzlich von der Nachrichtenwelle NDR Info übernommen. Ganz ähnlich wie „Zeitzeichen“ funktioniert die viereinhalbminütige Sendung „Kalenderblatt“ auf Deutschlandradio Kultur. Allerdings ist ihr frühmorgendlicher Sendepplatz (05:45 Uhr) sicher nicht besonders quotenwirksam und betont eher den Charakter des Besonderen, der die historische Berichterstattung im Hörfunk kennzeichnet.

Das mit Abstand wichtigste geschichtsjournalistische Medium ist heute das Fernsehen – nicht nur wegen seiner großen Reichweite, sondern auch aufgrund der verschiedenen ästhetischen Möglichkeiten, mit denen sich Geschichte am Bildschirm erleben lässt. Neben klassischen Dokumentationen war das Dokumentarspiel im Fernsehen der Sechziger- bis Achtzigerjahre ein beliebtes Format für historische Themen. Hierbei handelt es sich um Fernsehspiele mit geschichtlichem Hintergrund, d. h. um rein fiktionale Darstellungen, die sich an vergangene Ereignisse anlehnen, die aber eindeutig die TV-Ästhetik der Zeit übernehmen. Produktionen wie der 1969 entstandene Zweiteiler „Der Fall Liebknecht-Luxemburg“ über die Ermordung der beiden Spartakistenführer oder

Percy Adlons „Fünf letzte Tage“ (1982), das die letzten Lebenstage von Sophie Scholl beleuchtet, sind gute Beispiele für diese langsamen, kammer-spielartigen, wie gefilmte Theateraufführungen wirkenden Inszenierungen. Zu Zeiten des Memory Booms sehen fiktionale Fernsehproduktionen mit historischem Bezug dann anders aus: Groß angelegte TV-Events wie „Dresden“ (2005, ZDF) oder „Die Flucht“ (2007, ARD) kommen dynamischer, dramaturgisch und inszenatorisch aufwendiger, aber auch reißerischer und plakativer daher. Dies gilt auch für die sogenannten „Hybridformate“ – Mischungen aus Zeitzeugeninterviews, Archivmaterial und nachgestellten Szenen bzw. einer kompletten Spielfilmhandlung. Seit Beginn des Memory Booms nehmen diese mit dramatischen Bildern und eingängiger Begleitmusik arbeitenden Sendeformen einen immer größeren Platz ein und beherrschen heute praktisch die Geschichtsvermittlung im Fernsehen. Typisch sind Doku-Dramen wie „Todesspiel“ (1997) oder „Die Manns – Roman eines Jahrhunderts“ (2001) sowie die ZDF-Serien „History“ und „Schliemanns Erben“. Der Göttinger Medienhistoriker Christian Hißnauer weist jedoch darauf hin, dass die Hybridformate keine Erfindung des Memory Booms sind – vereinzelt gab es Sendungen dieser Art schon früher. Ein Beispiel ist Franz Peter Wirths Doku-Drama „Operation Walküre“ von 1971, in dem sich Spielszenen mit Interviews, u. a. mit Albert Speer, abwechseln.

„Kopfsalat mit Zeitzeugen“

Auffällig ist, dass sich das ZDF in Sachen populärer Geschichtsvermittlung deutlich stärker hervortut als die ARD oder die Privatsender. Zu danken ist dies vor allem Guido Knopp, dem Gründer der ZDF-Redaktion Zeitgeschichte. Als Moderator der von ihm entwickelten Serie „History“ ist er so häufig auf dem Bildschirm präsent, dass eine Geschichtssendung ohne ihn manchem Zuschauer wohl kaum mehr vorstellbar scheint. Wahr ist, dass kein anderer TV-Journalist es schafft, so viele Menschen für historische Themen zu interessieren: Knopps Sendungen erreichen durchschnittlich 1,25 Mio. Zuschauer. Einen wichtigen Anteil am Erfolg von „History“ hat dabei sicherlich die ästhetische Aufbereitung, die ganz klar auf Eingängigkeit und Wiedererkennbarkeit setzt: der immer gleiche Moderator, die immer gleich ins Bild gesetzten Zeitzeugen, die immer gleiche Musik aus dem Studio Klangraum, die immer gleiche Stimme aus dem



Off. Als Geschichtsmagazin im vertrauten Gewand hat sich „History“ einen festen Platz in der Fernsehlandschaft erobert – und ist doch immer wieder das Ziel heftiger Angriffe. „Kopfsalat mit Zeitzeugen“ ist nur eine unter vielen Bezeichnungen, die Kritiker für diese gut gemischte und leicht verdauliche Art medialen Geschichtsunterrichts gefunden haben. Kritisiert wird fast alles an „History“: zu holzschnittartig und unseriös die Präsentation, zu manipulativ die flott zusammengeschnittenen Szenen und die Aussagen der sichtlich bewegten Zeitzeugen, zu einlullend die musikalisch-ästhetische Rahmung. Schnell fiel das Schlagwort Histotainment – und tatsächlich haben sich die auf die heutige Fernsehlandschaft zugeschnittenen, auch unterhaltenden Geschichtsmagazine von den bedeutungsschweren Kammerspielen der Siebzigerjahre meilenweit entfernt. Doch gerade dies befürworten die Anhänger von „History“ und ähnlichen Formaten – immerhin setzen auch die so erfolgreichen Privatsender auf den Unterhaltungswert ihrer Sendungen, und genau gegen diese Sender gilt es sich durchzusetzen. Der Memory Boom hält derweil nicht nur an, er wird zunehmend multimedial: Zu den Geschichtsmagazinen im Fernsehen erscheinen Begleitbücher, der „SPIEGEL“ legt Titelstories oder Sondernummern mit historischem Bezug gern eine DVD bei, mit dem Pay-TV-Sender „HISTORY“ existiert seit 2004 ein auf Geschichtsdokumentationen spezialisierter Spartenkanal und mit der Internetseite „einestages – Zeitgeschichten auf SPIEGEL ONLINE“ ist der Geschichtsjournalismus auch im World Wide Web angekommen.

Doch wie arbeiten nun Geschichtsjournalisten? Und wer sind sie überhaupt? Eine Gruppe Studierender unter Anleitung des Eichstätter Journalistik-Dozenten Dr. Klaus Arnold hat versucht, das Berufsbild zu umreißen. Hierfür wurden bundesweit Journalisten befragt, die auf historische Themen spezialisiert sind. Der durchschnittliche Geschichtsjournalist ist demnach männlich, Mitte 40 und arbeitet nach verschiedenen journalistischen Zwischenstationen erst seit wenigen Jahren im Themenfeld Geschichte – ein Indiz dafür, dass das Berufsziel „Geschichtsjournalist“ vor allem über berufliche Umwege zu erreichen und weniger direkt ansteuerbar ist. Dabei gibt es spe-

Auffällig ist, dass sich das ZDF in Sachen populärer Geschichtsvermittlung deutlich stärker hervortut als die ARD oder die Privatsender.

zifische Ausbildungsmöglichkeiten wie etwa den BA-Studiengang „Fachjournalistik Geschichte“ an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Doch nur etwa zwei Drittel der befragten Geschichtsjournalisten haben überhaupt studiert, und wenn, dann Geschichte oder andere geisteswissenschaftliche Fächer – oder natürlich Journalismus. Von den befragten Journalisten arbeiten die meisten als fest angestellte Redakteure in den Geschichtsredaktionen der öffentlich-rechtlichen Fernsehsender oder bei den Special-Interest-Zeitschriften. Bei der Themenfindung orientieren sie sich zum einen an konkreten Gedenktagen, zum anderen werden Themen gesucht, die aller Vergangenheit zum Trotz in irgendeiner Weise einen Bezug zum Heute herstellen und damit für heutige Mediennutzer relevant sind.

Besser als Sex: der Gegenwartsbezug

Dass dieser Aktualitätsbezug ein nicht zu unterschätzendes Qualitätsmerkmal für den Geschichtsjournalismus darstellt, hat der Dortmunder Medienwissenschaftler Prof. Dr. Horst Pöttker anhand eines Tests zu beweisen versucht: Zwei durchschnittlich vorgebildeten Studentengruppen wurden zwei Versionen eines journalistischen Textes zum Mittelalter vorgelegt. Einer stellte einen Bezug zur Gegenwart her, indem er die historischen Ereignisse mit der heutigen Lebenswelt verglich. Der andere Text tat dies nicht, enthielt aber

zahlreiche „sex-and-crime“-Elemente als Leseanreiz. Jeweils eine Stunde nach Lesen des Textes wurde per Multiple-Choice-Fragen überprüft, wie viel historisches Wissen hängen geblieben war. Ergebnis: In beiden Versuchsgruppen wurden nach dem Lesen des Textes mit Gegenwartsbezug mehr Fragen richtig beantwortet als bei der „sex-and-crime“-Variante. Offenbar wird ein geschichtsjournalistischer Text tatsächlich besser aufgenommen, wenn das Vergangenheitsthema eine Brücke zur Gegenwart schlägt. Und auch in den Geschichtsredaktionen scheint man davon überzeugt zu sein: Geschichte heißt hier vor allem jüngere Geschichte. Der thematische Schwerpunkt liegt eindeutig auf den letzten 80 Jahren – auf Drittem Reich und Zweitem Weltkrieg, auf Holocaust und Widerstand, aber auch auf den Nachkriegsjahren und dem Kalten Krieg. Im Mittelpunkt stehen neben politischen Ereignissen auch die All-



tagskultur und das „normale Leben“ dieser Zeiten. Begründet wird die thematische Bevorzugung der jüngeren und jüngsten Geschichte mit der – gerade im Fernsbereich – optimalen Quellenlage und mit dem größerem Publikumsinteresse: Reportagen über das Dritte Reich berühren bei älteren Lesern oder Zuschauern die unmittelbare Erfahrung, bei jüngeren die der Eltern und Großeltern – Geschichte bietet hier ganz klar Orientierung, hat mit der eigenen Identität, der eigenen Herkunft und den eigenen Lebensumständen zu tun. Neben der jüngeren deutschen Geschichte nennen die befragten Journalisten zwei weitere Themenschwerpunkte: das Mittelalter und die Antike, hier vor allem das alte Ägypten. Zur Begründung verweisen sie wiederum auf das vorhandene Publikumsinteresse. Nachvollziehbar ist das: Zwar fehlt der eindeutige Bezug zum Heute, aber da die Medien im Hinblick auf die Antike gern spannende Entdeckungsgeschichten mit Abenteuercharakter erzählen und kindliche Mittelalter-Phantasien von Schwertkämpfen und Ritterburgen auch in den Köpfen mancher Erwachsener weiterspukeln, werden mit Berichten über diese Epochen vielleicht ebenfalls eigene (Wunsch-) Welten berührt.

Als ihre hauptsächlichlichen Quellen geben die Journalisten – wenig überraschend – die einschlägige Fachliteratur, historische Dokumente und die Aussagen von Zeitzeugen an. Als ihr Zielpublikum sehen sie die Gesamtbevölkerung, mit einem Schwerpunkt auf etwas gebildeteren, häufig auch älteren Menschen. Die Darstellungsformen reichen vom Erzählbericht über die möglichst anschauliche historische Reportage bis zum biografischen Porträt. Dabei weisen die Special-Interest-Zeitschriften eine größere Bandbreite an Darstellungsformen auf als das Fernsehen, für das in zunehmendem Maße die quotentauglichen Prinzipien des Histotainment gelten, dem es um die Schaffung von möglichst publikumswirksamen TV-Events geht. Konkret bedeutet das: Konzentration auf eine einzige Fragestellung, oft auch auf eine einzige Figur, Emotionalisierung der Zuschauer, Fiktionalisierung der Handlung durch das Anreichern des Beitrags mit Spielszenen, die das historische Geschehen simulieren (Reenactment), und nicht zuletzt eine dramaturgische Zuspitzung auf spektakuläre,

In welche Richtung sich der deutsche Geschichtsjournalismus, vor allem im Fernsehen, entwickeln wird, ist im Augenblick unklar.

bildträchtige Ereignisse (z. B. Schlachten). Vor allem das Reenactment ist unter Historikern und Medienkritikern heftig umstritten. Seine Gegner verurteilen die Mischung historischer Fakten und erfundener Handlungsverläufe als willkürlich und verfälschend. Schützenhilfe erhält das Reenactment dagegen von der Psychologie: Studien haben ergeben, dass das Eintauchen in die irrealen Welt einer szenisch nachempfundenen Vergangenheit zwar die Kritikfähigkeit mindert und lediglich das Nacherleben der Emotionen der dargestellten Figuren, nicht aber der tatsächlichen Gedankenwelt der damaligen Menschen ermöglicht, andererseits führt aber gerade dieses emotionale Nacherleben zu neuen Fragen und Perspektiven. Auch fördern Reenactments den Wissenschaftlern zufolge den Eindruck von Ähnlichkeit zwischen der dargestellten und der eigenen Epoche. Ob dies nun gut oder eher gefährlich ist, bleibe dahingestellt, auf jeden Fall gibt diese Behauptung, wenn sie denn wahr ist, den Verfechtern des Aktualitätsbezugs im Geschichtsjournalismus ein wichtiges Argument an die Hand.

Die Zukunft der Vergangenheit

In welche Richtung sich der deutsche Geschichtsjournalismus, vor allem im Fernsehen, entwickeln wird, ist im Augenblick unklar. Ein Trend geht dahin, dass die Dominanz der NS-Themen langsam abnimmt, ein weiteres wichtiges Zeichen ist die immer lautere Kritik an einem musiklastigen Histotainment, in dem Zeitzeugen als Ersatz-Historiker fungieren. Vielleicht wird es in Zukunft möglich sein, auch unaufgeregteren Darstellungsformen und neuen Epochen eine Chance zu geben. Komplexe Perioden wie das Barock oder die Renaissance finden im Historien-Fernsehen ihren Niederschlag fast ausschließlich in Personenporträts, das 19. Jahrhundert in seinen technischen Erfindungen. Hier bleibt noch reichlich Raum für spannende und fundierte Reportagen. Gedenktage werden weiterhin Orientierungshilfe bieten, zumal Geschichtsredaktionen, Historiker und weite Teile des Publikums dem Gedenktagsjournalismus wohlwollend gegenüberstehen: Gedenktage sind ein wichtiger Teil der Erinnerungskultur einer Gesellschaft, kollektives Gedenken schweißt eine Gesellschaft zusammen und ist letztlich identitätsstiftend; der Akt des Erinnerens verknüpft Gegen-



wart und Vergangenheit, führt Ereignisse und ihre Folgen plastisch vor Augen und hinterfragt dabei auch die Gegenwart immer wieder neu. Die große Schwierigkeit des Gedenktagsjournalismus liegt allerdings im sogenannten Agenda Setting, d. h. in der häufig willkürlichen Auswahl derjenigen historischen Ereignisse, welche die Geschichtsredaktionen für „gedenkwürdig“ erachten und auf die öffentliche Agenda setzen. Anderes fällt dafür durchs Erinnerungsrastrer. Die Kommunikationswissenschaft ist schon lange der Ansicht, dass die Massenmedien zwar wenig Einfluss darauf haben, was Leser und Zuschauer über bestimmte Dinge denken, dass sie aber in großem Maße bestimmen, worüber sich das Publikum überhaupt Gedanken macht. Bei sensiblen Themen wie der Deutung historischer Zusammenhänge ist hier sicherlich Vorsicht geboten. Vertreter des Aktualitätsbezugs im Geschichtsjournalismus sehen eine Lösung des Dilemmas darin, beim Entwickeln der historischen Agenda bewusst von der Gegenwart auszugehen: Wie sieht die Gesellschaft zurzeit aus? Und welche Ereignisse in der Vergangenheit könnten für die aktuelle Situation bedeutsam sein und sind es deshalb wert, dass man an sie erinnert?

Zur Geschichtswissenschaft steht der historisch interessierte Journalismus schlimmstenfalls in einem freundlich-distanzierten Verhältnis, bestenfalls können beide Bereiche voneinander lernen und sich gegenseitig befruchten – immerhin sind Historiker, die in Zeitungen veröffentlichen, und Journalisten, die sich als Buchautoren im historischen Bereich versuchen, keine Seltenheit. Grundsätzlich gilt: Im Ausland hat die Kooperation von Journalisten und Historikern eine längere Tradition als hierzulande. Doch auch in Deutschland macht die Annäherung Fortschritte. Geschichtsjournalisten profitieren von den Forschungsergebnissen der Wissenschaftler, die umgekehrt oft auch die Arbeit der Journalisten für sich nutzen können. Denn die sind ihren akademischen Fachkollegen manchmal einen Schritt voraus: So war es beispielsweise der Publizist Eugen Kogon, der 1946 mit „Der SS-Staat“ eines der ersten Standardwerke über die Zeit des Nationalsozialismus schrieb. Einem wohlwollenden Mit- und Nebeneinander der beiden Disziplinen sollte von daher nichts im Wege stehen. Ein Wissenschaftsjournalismus im strengen Sinne ist der Geschichtsjournalismus sicher nicht: Zwar nutzt er die Erkenntnisse der akademischen Geschichte, stellt aber

nicht primär deren Forschungsmethoden und Resultate einer breiten Öffentlichkeit vor, sondern findet eigene Wege, die Historie aufzubereiten. Ein hochinteressanter, bei näherer Betrachtung gar nicht einmal so neuer Fachjournalismus ist er jedoch allemal – ein Fachjournalismus mit eigenen Medien, eigenen Gesetzen, eigenem Publikum und hoffentlich jeder Menge Entwicklungspotenzial für die Zukunft.

Literatur

Geschichtsjournalismus – Zwischen Information und Inszenierung, Jahrestagung der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publikations- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK), Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, 15./16.01.2009, ein Tagungsband ist geplant.

Der Autor

Holger Möhlmann, M. A., arbeitet seit 2001 als freier Journalist für Kultur und Geschichte, u. a. für die „tageszeitung“. Er studierte Kunstgeschichte, Italienische und Französische Philologie an der Universität Trier und beendete 2007 seine journalistische Ausbildung an der Deutschen Fachjournalistenschule Berlin mit einer geschichtsjournalistischen Arbeit über die „Schattenkönigin“ Madame de Maintenon, die geheime Ehefrau Ludwigs XIV.

